Zeitschrift: Pestalozzianum : Mitteilungen des Instituts zur Förderung des Schul- und Bildungswesens und der Pestalozziforschung

Herausgeber: Pestalozzianum

Band: 69 (1973)

Heft: 4

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Pestalozzianum

Mitteilungen des Instituts zur Förderung des Schul- und Bildungswesens
und der Pestalozziforschung
19. Juni 1973 69. Jahrgang Nummer 4 Beilage zur «Schweizerischen Lehrerzeitung»
Redaktion: Rosmarie von Meiss

Heinrich Pestalozzis letzte Worte

Stets finden die letzten Aussprüche bedeutender Männer das Interesse der Nachwelt. Als Heinrich Pestalozzi am 17. Februar 1827 in Brugg dahinschied, weilten neben dem Arzt an seinem Sterbebett der Enkel Gottlieb Pestalozzi-Schmid und dessen Frau Katharina sowie die Schwester Marie Schmid, früher Lehrerin in Yverdon. Von der letztern hat die Zentralbibliothek einige Briefe aufbewahrt, wovon zwei in den «Pestalozzi-Studien», herausgegeben von L. W. Seyffarth, Band VIII, Liegnitz 1903, S. 158 bis 160, abgedruckt sind.

Tief bewegt hat Marie Schmid den Hauptbrief an eine Frau Petitpierre in Yverdon gerichtet, noch nicht fähig, ihre Mitteilungen ganz in gesetzte Worte zu fassen. *Am Tage nach dem Hinschied* berichtete sie ausführlich über die Krankheit und den Hingang des berühmten Pädagogen, und ihre leicht verwirrte Aussage gewinnt sowohl durch den Tag wie durch die Form der Nachrichten eine gewisse Authentizität. Wir drucken aus dem Briefe vom 18. Februar einige Abschnitte nach, mit Umstellen von Text, was mehr Klarheit bringen dürfte.

a) Liebe, gute, getreue Frau! Gestern, Sonnabend, ging der gute Vater ins Land des Friedens; um drei Viertel auf acht des Morgens war seine irdische Laufbahn vollbracht. Er war eigentlich krank sechs Tage; seine Schmerzen waren unendlich, doch ertrug er sie mit der Grösse, welche ihm eigen war durch sein ganzes Leben. Ich habe Ihnen schon geschrieben, von welcher Art diese Krankheit war, also von dem nichts mehr. Sein einziger Wunsch war, noch so lang zu leben, bis er einen Brief von (Joseph) Schmid (aus Paris) habe. «Dann», sagte er, «will ich gerne sterben, wenn ich noch einmal gelesen habe, dass es Schmid gut geht.»

c) Liebe Frau, welche Freude muss diese Nachricht für den Schmid sein; ist das nicht grosse Belohnung genug für alle seine Leiden? Er sagte ferner: «Könnte ich die Leidenschaft der Feinde durch meinen Tod auslöschen, jauchzend wollte ich sterben; könnte ich sehen, dass (mein Tod) die Feinde das Unrecht, das sie dem Schmid getan haben und noch tun, einsehend mache – doch ich hoffe, durch mein Dahinscheiden wird sich die Wut der Feinde legen, und dann danke ich Gott für meinen Tod. Ich gehe gern ins Land der Ruhe und des Friedens, ja ins Land der Wahrheit, wo keine Leidenschaften die Wahrheit verdunkeln.»

d) Vier Tage nach einander konnte man ihm das Wasser abzapfen, den fünften aber war es unmöglich. Als man es nicht mehr konnte, war er selbst der erste, der sagte, jetzt wolle er sich vorbereiten für den dunklen Weg, den er zu gehen habe. Wenn er uns weinen sah, so sprach er uns voll Freude zu, warum wir ihn in der Freude stören. Er fühle eine grosse Heiterkeit in sich; es werde aber noch ein grosser Sturm kommen, und seine Sinne werden sich verwirren; dann aber, wenn er am Ende der irdischen Laufbahn sein werde, dann werde er noch einmal lächeln, und das solle das Lächeln des Friedens sein.

b) Selbst dann sprach er noch von seinem Schmid, als seine Sinne von seinen Schmerzen getrübt waren, fragte und fragte wieder, ob es dem Schmid auch gut gehe, und dann, als natürlich «Ja» die Antwort war, so wiederholte er: «O, so sterbe ich gern.» Selbst seine letzten vernehmbaren Worte waren: **«Im Tode bleibe ich Schmid noch treu!»**

Heinrich Pestalozzi um 1820, Anonymes Oelgemälde

Der bekannte Pestalozzi-Forscher Dr. L. W. Seyffarth hat bei seiner Veröffentlichung des Briefes vom 18. Februar 1827 einige Zweifel geäussert, die aber mit Bestimmtheit aus dem Wege geräumt werden können. Einmal fragte er sich, ob die Aeusserungen über Joseph Schmid nicht etwas gefärbt seien, um diesen bedeutendsten späten Mitarbeiter angesichts vieler Anfeindungen in ein besseres Licht zu rücken. Gewiss fallen die Ausdrücke auf, mit welchen sich Pestalozzi für seinen in Paris weilenden Freund und Helfer ausspricht. Aber schon drei Jahre früher, um Mitte Januar 1824, hat Pestalozzi von Yverdon aus in einem Brief an seinen Enkel Gottlieb und dessen Frau Katharina geb. Schmid sich ganz ähnlich

geäussert: «Schmid hat mich vom Tod zum Leben gebracht, und ich gehe mit ihm in den Tod wie ins Leben. Mein Leben ist mir nichts mehr, sein und Euer Leben ist mir jez mein Leben, denn in ihm und in Euch sehe ich das Fortleben dessen, was für mich in diesem Leben einigen Wert hatte.» (Briefband XIII, S. 111, Z. 16 bis 21)

Seyffarth beurteilt die Schreiberin des Briefs, *Maria Schmid* (1794 bis 1864) entschieden ungerecht, wenn er in seine Einleitung zu ihrer Korrespondenz den folgenden Passus aufnahm: «Wenn der Schmerz über den Heimgang des grossen und liebreichen Mannes dann mit geschäftlichen und mit Geldangelegenheiten verquickt wird, wie dies auch im zweiten Briefe geschieht, so kann man das vielleicht mit dem Bildungsstande der Schreibenden erklären; jedenfalls zeigt es, dass das irdische Gut einen sehr grossen Einfluss wie bei (Joseph) Schmid, so auch bei seinen Schwestern ausübte.» Diese Einwände Seyffarths lassen sich leicht widerlegen.

Marie Schmid verfügte jedenfalls über eine gute Ausbildung, befand sich seit fast zehn Jahren im Umkreis Pestalozzis in Yverdon und auf dem Neuhofe, galt als tüchtige Lehrerin. Realistisch denkend, kein Blatt vor den Mund nehmend, hat sie sich zwar 1826 in Verbitterung, aber mit einem gewissen Recht auch in sehr materialistischem Sinne geäussert. Schwager und Schwester, Gottlieb und Katharina Pestalozzi-Schmid, lehnten als Neuhof-Besitzer die Pläne des Grossvaters wie des Bruders Joseph Schmid ab, an diesem Platze ein neues Institut zu gründen. Marie Schmid betätigte sich, wohl ohne Einkommen, als Lehrerin für wenige verbliebene Zöglinge und war in allen Dingen auf die uneinsichtigen Verwandten angewiesen. Sie zog nach Heinrich Pestalozzis Tod zu ihrem Bruder Joseph Schmid nach Paris und verheiratete sich später in ihrem heimatlichen Vorarlberg.

Den Umstand, dass Seyffarth sich an der Erwähnung von geschäftlichen Dingen in einem Schreiben über den Heimgang Pestalozzis gestossen hat, kann man daraus erklären, dass er die Adressatin Frau *Petitpierre* nicht näher bestimmen konnte. Er erwähnt Angehörige dieses Namens, die in den Brautbriefen Pestalozzis 1767 bis 1769 vorkommen. Der Schwager Pfarrer Kaspar Schulthess hatte ein Fräulein Motta geheiratet, und seine Schwiegermutter war eine Frau Motta geb. Petitpierre. Die Verwandten aus dieser frühen Zeit kommen aber, sechzig Jahre später, hier nicht mehr in Betracht. Der neue Briefband XIII kann über die Empfängerin der Briefe einige Auskunft geben.

Als Pestalozzi im Frühjahr 1825 Yverdon verlassen musste und nach dem Neuhof zog, übergab er die Verwaltung von *Schloss und Garten* einer Frau Petitpierre. Ihre Familie stammte aus dem Val de Travers, sie war die Tochter des Gipser- und Malermeisters François Petitpierre, der sich in Yverdon niedergelassen hatte. Laut einer freundlichen Mitteilung von Archivar Louis Michaud in Yverdon heisst es im Stadtratsprotokoll: «Le 16 juin 1826, la ville accorde à Julie Rosine, fille de feu François Petitpierre de Neuchâtel, un certificat de bonne conduite pendant environ vingt ans qu'elle a habité en cette ville.»

Pestalozzi hat in Verhandlungen mit der *Munizipalität* (Stadtrat) Yverdon den Versuch gemacht, das ihm auf Lebzeiten überlassene Schloss auch nach der Auflösung seines Instituts und seinem eigenen Wegzug zu behalten; erst kurz vor seinem Tode erfolgte die Rückgabe an die Behörde. Seinem Advokaten Rosset in Yverdon schrieb Pestalozzi am 23. Dezember 1826 über seine dortige Hinterlassenschaft: «Quant aux arrangements qui doivent débarrasser le bâtiment de mes propriétés, j'ai donné ordre à la femme Petitpierre d'en vendre ce qu'elle pourra. Je n'ai pas encore pris de résolution relativement à mon cabinet minéralogique.» An zufällig sich interessierende Besucher, so an Shickwood aus London, durfte zwar die Schlossverwalterin einzelne Mineralien käuflich abgeben. Das Mineralienkabinett, bald aus dem Schloss entfernt, gelangte indessen erst 1844 gesamthaft zum Verkauf.

Es fällt schon auf, dass Pestalozzi durch Vermittlung von Frau Petitpierre die schriftliche Abmachung mit der Stadtbehörde von Yverdon zugestellt erhielt, deren Empfang er noch am 25. Januar 1827 bestätigte. Mit der Regelung von Einzelfragen für die Räumung und die Liquidation wurde schliesslich Marie Schmid beauftragt, die auf dem Neuhof am ehesten über Zeit verfügte. Wenn sie Anfragen von Frau Petitpierre über ökonomische Dinge im selben Briefe beantwortete, in welchem sie den Hinschied Pestalozzis in ausführlicher Weise berichtete, so ist dies psychologisch gesehen durchaus verständlich. Gerade dieses Zusammenfallen aktueller Dinge spricht für uns zugunsten der Glaubwürdigkeit ihrer Mitteilungen über die letzten Worte des Verstorbenen. Es handelt sich um einen am Tag darauf erstatteten Rapport, nicht um späteres Umdeuten von Aussprüchen, wie dies der verdiente Forscher L. W. Seyffarth anzunehmen scheint.

Emanuel Dejung

Lit. Pestalozzi-Studien, Jg. VIII, 1903, S. 158 bis 160. – Kritische Ausgabe, Briefband XIII, 1971, S. 111, 357, 371, 470, 503, 537.

Lehrerbesoldungen in Pestalozzis Anstalt zu Yverdon

Pestalozzi hat immer nur wenige, vollbeschäftigte Lehrkräfte in seinen Instituten beigezogen. Nach seiner Ansicht sollten einerseits die Eleven = erwachsene Personen, welche die Methode sich aneignen wollten, sich am Unterricht beteiligen; andererseits liess er Zöglinge zu Unterlehrern aufsteigen, in besondern Fällen sogar zu Hauptlehrern. Als Entgelt wurden diesen Zusatzlehrern zunächst die Pensionskosten teilweise oder ganz erlassen, und erst bei vollem Einsatz erhielten sie auch eine Besoldung. Es ist sehr schwer, bei allen Beteiligten, auch bei Pestalozzi selbst, immer die Höhe der Honorare festzustellen. Auch in der Yverdoner Zeit, als das Institut schon wegen der grossen Schülerzahl auf administrative Genauigkeit angewiesen war, ist es bei dem dauernd starken Wechsel der Lehrkräfte nur mit Mühe möglich, etwa den exakten Aufenthalt von Lehrern und Schülern zu datieren, zumal eben nicht nur Bürger der Stadt, sondern auch viele Besucher, dazu manche Eleven und Zöglinge, sich nicht im Schloss beköstigen und unterbringen liessen.

Einzelangaben über die Höhe der Lehrerbesoldungen haben sich selten als Beleg erhalten. Doch sind wir in der Lage, aus einer kritischen Periode eine ganze Liste zu veröffentlichen. Bei der Rückkehr von Joseph Schmid nach Yverdon im Frühjahr 1815 bestand ein Hauptpunkt der finanziellen Sanierung darin, die Entschädigung der Hauptlehrer zeitweise auf die Hälfte herabzusetzen. Es ist anzunehmen (und ergibt sich auch aus dem Personalstand), dass möglichst bald die Minderung wieder aufgehoben werden sollte, dass mithin 1815 eine schriftliche Fixierung nötig war, aber wohl schon 1816 wieder die frühern Honorare ausgezahlt worden sind.

	datiert 1815 L.	undatiert (wohl 1816?) L.
Niederer	600	1 200
Krüsi	600	1 200
Ramsauer	600	1 200
Göldi	600	1 200
Blochmann	600	720
Hientzsch	600	600
Boniface	900	1 200
Schmid	600	1 200
Leuzinger	600	840
Maurer	240	240
Steinmann	288	288
Entretien de 3 maîtres non salariés:		
Egli, Fitzi, Maag[1]	1 080	1 080
l'Econome et sa femme	900	900
Landry	600	600
Domestiques de la maison[2]	–	600
Stern	600	600
Heldenmaier	300	300
Comte	200	200
Senn	300	300
Angiolini	468	468
Pestalozzi	2 400	2 400
	13 076	17 336
		+4 260

Anmerkungen:

[1] Randbemerkung mit Bleistift: Steiner, Stünzi, Dupuget (Ersatzleute?)

[2] Das weitere Dienstpersonal fehlt in der Liste von 1815

[3] Die ganzen Listen sind von Sekretär A. Steinmann geschrieben. Hier hat er beigefügt:

Pensionnaires	64	
Demi-pensionnaires	15	
total	79	l'année 1815

Blenden wir vom kritischen Jahr 1815 auf die frühere Zeit zurück. Die allgemeine Regelung der Besoldungen sah für die vollbeschäftigten *Oberlehrer* in Yverdon bis zum Jahre 1807 die Summe von 400 Livres (damalige Franken) vor. Im Jahr 1808 stieg die Entschädigung auf 800 Livres, und bis 1815 lässt sich ein Ansteigen auf 1200 Livres feststellen. Nach Ueberwindung der Finanzkrise durch Joseph Schmid, mit zeitweilig nur halber Honorierung, ist ab 1816, soweit eruierbar, ein Wiederanstieg der Löhne auf 1200 Livres zu verzeichnen. Für die Spätzeit fehlen meistens die Angaben über die Besoldungen fast ganz.

Für die *Unterlehrer* ist uns das Beispiel von Johannes Ramsauer, geboren 1800, bis 1816 zuerst Zögling, dann Unterlehrer, und zuletzt im Rang eines Oberlehrers, anzuführen möglich. Als der gebürtige Appenzeller mit dem gesamten Institut in Yverdon eintraf, wirkte er bald als Unterlehrer, mit einer Besoldung von 96 Livres. Im Jahre 1810 wurden ihm 288 Livres zuerkannt, wobei nicht nachgewiesen werden kann, ob er schon in vollem Umfang als Unterrichtender wirkte, oder noch einen Teil seiner Zeit für eigene Weiterbildung verwenden musste. Im Jahre 1812 kamen ihm im Alter von 22 Jahren 400 Livres zu. Ob er bis 1814 zum Oberlehrer aufstieg, bleibt ungewiss, sonst hätte er damals 1200 Livres bezogen. Nach zeitweiliger Lohnreduktion bewilligte man ihm für 1816, sein letztes Wirkensjahr am Orte, den Betrag von 1200 Livres.

An sich spielte die Höhe der Besoldung in Pestalozzis Anstalten eine geringere Rolle, als man zum voraus annehmen möchte, und zwar aus innern Gründen. Einmal wurde den meisten Lehrkräften im Schloss zu Yverdon auch Kost und Logis geboten, oder wenigstens teilweise, so dass der empfangene Barbetrag an sich weniger bedeutete. Zudem behielt zwar Pestalozzi auch in einer Krisenzeit sein bisheriges Gehalt; doch war allgemein bekannt, dass er eigene Mittel häufig darauf verwendete, unbemittelte Kinder zu einem reduzierten Ansatz oder gar unentgeltlich in sein Institut aufzunehmen.

Die militärische Besetzung der Schweiz seit Ende 1813 durch Oesterreich und Russland, der Weggang vieler Lehrer und Schüler, die am Befreiungskrieg gegen Napoleon teilnahmen, und endlich das Stocken des Eingangs beim Pensionsgeld brachte drückende Wirtschaftsnot für Yverdon. Schliesslich riefen Pestalozzi und Niederer gemeinsam den 30jährigen Mathematiker in die Anstalt zurück, als Helfer in grosser Not. Der recht junge Mann hat mit radikalem Eingriff im Frühjahr 1815 die Besoldungen um fünfzig Prozent gekürzt, was er zwecks Sanierung für unumgänglich hielt. Da er sich als Finanzdiktator gebärdete, gewiss vielfach takt- und lieblos vorging, braucht man sich nicht zu wundern, dass die in erster Linie betroffenen Hauptlehrer unmutig wurden, auch im Lauf des folgenden Jahres zum grössern Teil wegzogen, dem frühern Kollegen sein Vorgehen übelnahmen.

Inzwischen war ja Pestalozzi am 12. Januar 1816 siebzig Jahre alt geworden. Das von Pestalozzi gebilligte Verhalten Schmids, des Leiters von Dank erfüllten Gefühle über die Rettung des Instituts riefen die Frage der Nachfolge in der Leitung wach. Daraus ergab sich seit 1816 ein Lehrerstreit, der durch finanzielle Querelen verschlimmert wurde, und dieser Konflikt zog in letzter Folge nach zehn Jahren auch die endgültige Schliessung von Pestalozzis Institut nach sich.

Emanuel Dejung

Lit. Zentralbibliothek Zürich, Mscr. Pestal. 1451 V/4.

Der Weg der Schweizer Aufklärung nach Debrecen/Ungarn

An der Hochschule von Debrecen war es üblich, die besten Studenten nach dem Abschluss ihrer Studien ins Ausland zu schicken. Ausser den vorgeschriebenen Studien hatten diese Studenten Gelegenheit, die geistigen Bestrebungen, die gesellschaftlichen Verhältnisse und nicht zuletzt die hervorragendsten Wissenschaftler des betreffenden Landes kennenzulernen. Von einer Anzahl ungarischer Studenten, welche die Universitäten der Schweiz im Zeitalter der Aufklärung besuchten, seien diesmal nur drei Namen, die Namen von *György Maróthi* (1715 bis 1744), *Sámuel Szilágyi* (1719 bis 1785) und *István Hatvani* (1716 bis 1786) genannt. Alle waren als Professoren der Debrecener Hochschule guten Rufes. Die Zeit, die sie in der Schweiz verbrachten, umfasst etwa zwei Jahrzehnte (1731 bis 1748), die gerade vom Gesichtspunkt der Schweizer Aufklärung besonders wichtig waren.

György Maróthi (Zürich, Basel, Bern 1731 bis 1736) lernte den Leiter der Zürcher Aufklärung, Johann Jakob Zimmermann, während seiner Studien in Zürich kennen und suchte ihn auch später aus Bern auf. In Basel wurde er besonders von *Samuel Werenfels* beeinflusst. Er begann schon in Basel, die Werke von *Jean-Frédéric Osterwald* ins Ungarische zu übersetzen. Nach schweizerischem Muster führte er das Singen in mehreren Stimmen in Debrecen ein und gab ein Gesangbuch heraus. Er stand im Briefwechsel mit *Jakob*

Christoph Beck in Basel, von dem er Ratschläge über methodische Verfahren, Bücher usw. erhielt. Sein besonderes Interessengebiet war die klassische Philologie, und er kaufte die bezüglichen Bücher mit grossem Eifer in der Schweiz an. Nach der Rückkehr in die Heimat machte er das Studium der Originaltexte der klassischen Werke einheimisch, während früher die Lehrbücher von *Comenius* im Gebrauche waren. Beim Studium der Geschichte bekam er Ratschläge vom Basler Professor *Jakob Christoph Iselin*. Ueber die Ereignisse der ungarischen Geschichte erteilte er gern Auskünfte an die Basler Freunde, deshalb wurde er aufgefordert, Angaben über Ungarn und Siebenbürgen zur erweiterten Ausgabe des Basler Lexikons zu liefern. Er suchte nach den Büchern über das Naturrecht. Einer der bedeutendsten Vertreter dieser Disziplin, *Jean Barbeyrac*, wurde von ihm persönlich aufgesucht, wobei er freien Eingang in seine reiche Bibliothek erhielt. Die Anregung zum Studium der Mathematik bekam Maróthi unmittelbar von *Johannes Gessner* während einer Schiffahrt nach Zürich im Sommer 1735. Zur Beförderung des mathematischen Unterrichts in Ungarn verfasste er ein Lehrbuch «Arithmetica» (1743). Seine erzieherischen Bestrebungen sind zum Teil auf schweizerische Beispiele zurückzuführen. Die Einführung eines neuen Unterrichtsplans und der Prüfungen, die Regelung der Unterrichtszeit und die Organisierung des Bibliothekwesens stehen alle im Zusammenhang mit seinem Wirken. Er veranstaltete die erste Buchauktion in Debrecen nach dem Muster der Auktionen des Collegium Erasmianum in Basel. Er las die Schweizer Zeitschriften «Neue Zeitungen von Gelehrten Sachen», die «Tempe Helvetica» und den «Mercure Suisse...». Es ist merkwürdig, dass alle, die an der Verewigung seines Andenkens mitgewirkt haben, zu den Vertretern der Aufklärung gehörten. Die Trauerrede über seinem Grabe wurde von *Sámuel Szilágyi* gehalten, von *István Hatvani* an *Beck* nach Basel überbracht, der sie an die Redakteure der Zeitschrift «Museum Helveticum» *Johann Jakob Breitinger* und *Johann Jakob Zimmermann* weiterleitete, wo sie dann veröffentlicht wurde.

Sámuel Szilágyi (Bern 1735 bis 1739, 1741) suchte zweimal die Universität Bern während seiner ausländischen Studien auf. Als Student der Theologie schätzte er *Osterwald* und *Werenfels* sehr hoch. Das Werk des ersteren «De exercitio ministerii sacri» übersetzte er ins Ungarische. Zum Tode von *Werenfels* verfasste er eine Ode in griechischer Sprache, die 1741 im Gedenkbuch «Vita Samuelis Werenfelsii» erschien. In seinen Vorträgen in Debrecen, die er als Professor der Theologie hielt, nahm er das Werk des Genfers *Bénédict Pictet* «Theologia christiana» zum Leitfaden. Als Professor der Philosophie bemühte er sich, die Logik *Breitingers* als Lehrbuch einzuführen. Auf dem Gebiet der klassischen Philologie erwarb er sich Verdienste durch die Herausgabe der Werke von Kebes – Isocrates – Pythagoras. Er war ein bedeutender Mitkämpfer der neuen pädagogischen Bestrebungen an der Seite *Maróthis*. Das Gebäude der Bibliothek in Debrecen wurde nach seinen Plänen und unter seiner Aufsicht gebaut. Als Verehrer des Schweizer Dichters *Albrecht von Haller* übersetzte er sein Gedicht «Morgen-Gedanken». Die allgemeine Losung der Aufklärung, die Toleranz, äusserte sich in der Uebersetzung der «Henriade» *Voltaires*, wobei er neue Wörter und Wendungen benutzte und so sich einen Platz unter den ersten Spracherneuerern in Ungarn errang.

István Hatvani (Basel 1746 bis 1748) kam am 10. Mai in Basel an, wo er Theologie, Medizin und Mathematik studierte. Er zeichnete sich während seiner Studien so sehr aus, dass seine Professoren, besonders *Beck* und *Birr*, anstrebten, ihn an einer ausländischen Universität zurückzuhalten. Um die Mitte April 1748 weilte er einige Zeit in Zürich, um die hervorragendsten Vertreter der Zürcher Aufklärung, *Zimmermann* und *Breitinger*, kennenzulernen. Die tiefste Freundschaft verband ihn mit *Jakob Christoph Beck* in Basel, der als Einleitung seiner theologischen Dissertation einen Brief schrieb. *Hatvani* beschäftigte sich mit der Reform des Katechismus, deshalb bat er *Beck* um die bezüglichen Arbeiten von *Jean-Frédéric Osterwald* und seinem Sohn, *Jean-Rodolphe Osterwald*. Die Veröffentlichung des Katechismus erfolgte durch die Vermittlung *Becks* beim Verleger *Im-Hof* in Basel. Er übersetzte die Gebete *Osterwalds* und auch ein Werk von *S. Werenfels* ins Ungarische. 1761 hielt er seinen Hörern Vorträge über «Fundamenta Theologiae naturalis et revelatae» *Becks*. Ausser den praktischen Fragen der Theologie behandelte er auch theoretische Fragen in seinen theologischen Werken, die er zur Kritik entweder an *Zimmermann* in Zürich oder an *Beck* nach Basel übersandte. Er pflegte die Beziehungen zu den Professoren der griechischen Sprache, vor allem zu *Breitinger*, mit dem er schon seit 1746 Briefwechsel führte. Die naturwissenschaftlichen Kenntnisse *Hatvanis* stehen mit seinen medizinischen Studien im Zusammenhang, die er unter der Leitung der Professoren *J. R. Zwinger, E. Koenig* und *Respinger* durchführte. In der zweiten Hälfte des Jahres 1747 studierte er Mathematik von den Mitgliedern der Familie *Bernoulli*, mit denen er eng befreundet war. In seiner Antrittsrede behandelte *Hatvani* die Bedeutung der Mathematik in der Theologie und anderen Wissenschaften, welches Thema vor einigen Jahrzehnten vom Zürcher *Scheuchzer* und *Gessner* bearbeitet wurde. Nach dem Schweizer Muster war er daran, die theoretischen Sätze der Mathematik in der Praxis anzuwenden und dieses Verfahren seinen Schülern beizubringen. Als die neue Regelung der finanziellen Quellen der Debrecener Hochschule zum Nachteil der Hochschule durch die Regierung verwirklicht wurde, wandte sich *Hatvani* mit Bittschriften an die protestantischen Hochschulen in der Schweiz, Holland und England. Sein Interesse für ungarische Landschaft äusserte sich darin, dass er eine Abhandlung über die Bäder von Várad schrieb. Er war ein eifriger Leser der Schweizer Zeitschriften. Eine Anzahl von seinen Aufsätzen ist in der Zeitschrift «Museum Helveticum» erschienen. Er schätzte das Lexicon Basiliense hoch und wandte es beim Unterricht an.

Ausser den oben genannten Vertretern der Aufkärung in Debrecen gab es weniger bedeutende Vermittler der Schweizer Aufklärung, unter denen *Sámuel Némethi* und *János Varjas* zu nennen sind. *István Veszprémi* war anderthalb Jahre der Hörer von *Johann Gessner* in Zürich und schrieb Abhandlungen über Hygiene und Numismatik. In einem Buch über Kindererziehung betonte er die Bedeutung des rationellen Denkens und der Gesetze der Natur in der Erziehung. In seiner «Succincta medicorum Hungariae et Transsylvania biographia» (Leipzig, 1774) fasste er die Angaben über die Aerzte in Ungarn und Siebenbürgen zusammen. Er regte die Gründung einer ungarischen Gelehrtengesellschaft an. Die gesunde Lebensweise der Dorfbewohner wurde vom ehemaligen Basler Studenten, dem späteren Stadtarzt in Debrecen, *József Csapó*, gepriesen. *Ferenc Hunyady* und *Mihály Benedek*, gleichfalls Basler Studenten, waren eifrige Beförderer der Muttersprache durch Teilnahme bei der Redigierung der sogenannten Debrecener Grammatik.

Durch die Auswirkungen der Schweizer Aufklärung wurde ein Aufschwung der theologischen Literatur in Debrecen angeregt. Neue Gesangbücher und Katechismen kamen zustande. Die Beschäftigung mit der Philosophie wurde allgemeiner. Die Herausgabe griechischer und lateinischer Verfasser trug zur Verbreitung der klassischen Kultur aus ursprünglichen Quellen bei. Durch das Studium des Naturrechts wurde ein Aufblühen der Rechtswissenschaft bewirkt. Die pädagogischen Reformen *Maróthis* kamen dem Unterrichtswesen in Debrecen zugute. Durch die Verbreitung der medizinischen Kenntnisse wurde die Hygiene gefördert. Sehr bedeutend war die Entwicklung auf dem Gebiete der Naturwissenschaften. Den botanischen Forschungen des nächsten Jahrhunderts in Debrecen, die ihren Gipfel in der Veröffentlichung des Botanischen Buches von Debrecen erreichten, lag diese neue Entwicklung der Naturwissenschaften nach schweizerischem Muster zugrunde.

Dr. Imre Lengyel